

dot  
books

ELIZABETH  
&  
PETERS

DER LETZTE  
MASKENBALL

KRIMINALROMAN



Ein Fall für Jacqueline Kirby

geschaffen.

Er strahlte, als er näher kam und beide Hände ausstreckte. Nachdem er Jacqueline herzlich willkommen geheißen hatte, wandte er sich Thomas zu.

»Bruder!« rief er aus und schlang die Arme um ihn. »Edler Clarence! Gott grüße Euch!«

»Aber, aber«, murmelte Thomas, während er sich aus den verschwenderischen Samtärmeln befreite. »Sollten wir nicht lieber bei unseren echten Namen bleiben? Es ist so schon verwirrend genug.«

»Oh, Lieber«, meinte Weldon verstimmt, »Sie haben natürlich recht. Kommen Sie in den Salon, und begrüßen Sie die anderen.«

Der Salon war hübsch, in georgianischem Stil gehalten, aber seine Eleganz und die diskreten Stuckornamente wurden von ausgefallenen Nippessachen, Möbeln und einer Flut von Stücken aus der berühmt-berüchtigten Ricardiana-Sammlung der Weldons erdrückt. Eine riesige geschnitzte, vom Alter geschwärzte Truhe überragte drohend einen zierlichen goldbronzenen Tisch. Ein Plüschkissen mit der gestickten Aufschrift »Souvenir of Middleham Castle« verunzierte ein elfenbeinfarbenes Sofa. Offensichtlich brachte es Weldon nicht übers Herz, irgend etwas wegzuwerfen, das auch nur entfernt mit Richard von Gloucester zu tun hatte.

Alle Anwesenden trugen mittelalterliche Kostüme. Einige schwitzten wenig vornehm unter den muffigen Samtfalten und den schweren Pelzbesätzen. Die Frauengewänder der Epoche, romantisch und anmutig, wie sie waren, standen nur den ganz Schlanken. Die Frau, die auf sie zustapfte, als wüßte sie genau, wer hier die Vorrechte besaß, war viel zu füllig für ihr Kleid. Die weiten, fließenden Röcke sollten eigentlich unter der Brust von einem Gürtel gerafft werden, aber in diesem Fall war schwer auszumachen, wo sich die richtige Stelle für den Gürtel befand. Der massive Busen der Dame quoll über und über, und der karmesinrote, mit Goldfäden bestickte Stoff bauschte sich über den üppigen Formen, statt in eleganten Falten bis auf den Boden zu fallen. Ausschnitt und Saum waren mit Hermelin eingefasst. Neben dem weißen Fell schimmerte der von Schweißbrinnsalen befleckte Hals der Frau feuerrot. Sie hatte einen deutlich sichtbaren Schnurrbart, und auf ihrem eisengrauen Haar saß ein mit Samtbändern verzierter Hennin, die hohe, kegelförmige Spitzhaube, die man gemeinhin mit Märchenprinzessinnen oder edlen Burgfräulein in Verbindung bringt. An der Spitze war ein langer Tüllschleier befestigt, der jedesmal, wenn sich die beleibte Dame bewegte, waagrecht abstand – ein lästiges und äußerst unpraktisches Anhängsel, wie die vielen Risse und Löcher in dem zarten Stoff bewiesen.

»Mrs. Ponsonby-Jones«, stellte Weldon die Dame mit gedämpfter Stimme vor. »Die Frau meines verstorbenen Cousins.«

»Und unsere Königin«, setzte Mrs. Ponsonby-Jones mit donnernder Stimme hinzu, die den Tüllschleier zum Flattern brachte. Sie bedachte Weldon mit einem affektierten Blick und stieß ihn mit dem Ellbogen an. »Richards Gemahlin. Königin Anne. Guten Tag, Thomas – lieber Bruder Clarence, sollte ich wohl eher sagen, obwohl Clarence nicht sehr nett zu der armen kleinen Anne war, stimmt's? Sie müssen sich sofort Ihr Kostüm anziehen, wir haben soviel Spaß beim Rollenspiel.«

Thomas öffnete und schloß den Mund – er bekam jedoch nicht die Chance, etwas von sich zu geben. Mrs. Ponsonby-Jones richtete ihre Aufmerksamkeit auf Jacqueline. Ihr gefiel ganz und gar nicht, was sie sah, und sie unternahm keinerlei Anstrengung, ihren Verdruß zu verbergen. »Hm. Ja, als Richards Gastgeberin möchte ich Sie willkommen heißen, Miss ... äh. Natürlich werden Sie sich uns bei unserem kleinen Spiel anschließen wollen. Ich fürchte, alle wichtigen Rollen sind schon vergeben, aber es wird Ihnen sicherlich Freude machen, eine der Hofdamen zu mimen oder möglicherweise eine Dienstmagd. Ich bin überzeugt, wir können ein Kostüm für Sie in den alten Kleiderkörben finden, Miss ... äh ... Mrs ...«

»Sehr freundlich von Ihnen, Mrs. Ponsonby-Jones«, sagte Jacqueline und drehte sich der anderen älteren Frau in der Gruppe zu.

Richard Weldon sagte hastig: »Lady Isobel Crawford.«

Das einzige Adjektiv für Lady Isobel war »zaundürr«. »Dünn« wäre eine Untertreibung gewesen. Sie war kaum einsfünfzig groß, und vor dreißig Jahren mochte sie als zierliches Persönchen gegolten haben. Sie trug die Kopie des Gewandes, das die Gemahlin Eduards IV., Elisabeth Woodville, auf dem Gemälde in der National Gallery anhatte. Die abgeflachte Spitzkappe aus Goldbrokat paßte zum metallischen Schimmer ihres gebleichten Haars und war geschmückt mit einem Schmetterling aus Tüll, der durch drei feine Drähte in Form gehalten wurde. Goldbrokat faßte das schwarze Samtkleid über dem flachen Busen und an den Ärmeln ein. Der tiefe Ausschnitt ließ Teile eines bestickten Hemdes und knochige Schultern frei. Ketten und Anhänger klimperten, wenn sie sich bewegte.

»Guten Tag, Dr. Kirby«, sagte Lady Isobel und fuhr mit einem belustigten Blick auf Mrs. Ponsonby-Jones fort: »Ich fürchte, unsere kleine Scharade kommt Ihnen närrisch vor. Ich versichere Ihnen, das ist sie nicht – nicht für diejenigen von uns, die ein Hauch des göttlichen Funken Kreativität berührt hat ...«

Sie betrachtete bescheiden ihre Fingernägel, und Weldon fügte eifertig hinzu: »Ich bin überzeugt, daß Sie Lady Isobels literarische Werke kennen und gelesen haben, Dr. Kirby. Ihr Buch über Richard den Dritten wird besonders gelobt.«

»*The Gallant Young King*«, sagte Jacqueline. »O ja, das habe ich gelesen.«

»Wie nett«, murmelte Lady Isobel Sie musterte Jacqueline, plötzlich stieß sie einen kleinen Schrei aus und klatschte in die Hände. »O meine Liebe, Sie müssen sich an unserem Spiel beteiligen. Sie machen sich keine Vorstellung, welch mystische Einblicke man durch die Identifikation gewinnt – das Verständnis, das man für die Person, die man darstellt, entwickelt ... für ihre Passionen, das Leid. Und ... man erkennt die ... ja, die Aura. Man fühlt es – hier.« Sie preßte die Hände auf ihre magere Brust und lächelte Jacqueline an. »Unglücklicherweise sind die Rollen der Hauptpersonen schon verteilt. Ich würde Ihnen ja gern meinen Part als Elisabeth Woodville anbieten, aber ich fürchte, Sie würden einfach nicht in mein Kleid passen.«

»Dieses Angebot ist wirklich reizend und großzügig«, erwiderte Jacqueline enthusiastisch. »Aber ich könnte nie eine so bedeutende Rolle übernehmen – ich bin doch nur Gast. Oh!« Der letzte Laut war eine diabolische Imitation von Lady Isobels spitzem Schrei. Jacqueline schlug wie ein Kind die Hände zusammen. »Ich weiß! Ich spiele

Richards Mätresse. Das heißt, wenn Sie nichts dagegen haben, Sir Richard.«

Sie schenkte Sir Richard, der einen ziemlich verwirrten Eindruck machte, ein strahlendes Lächeln.

»Ganz und gar nicht«, erklärte er herzlich. »Fabelhafte Idee.«

»Mätresse!« kreischte Mrs. Ponsonby-Jones. »Richard, ich halte das wirklich nicht für passend.«

»Sie sollten besser die anderen mit Dr. Kirby bekannt machen, Dick«, schaltete sich Thomas ein.

Weldon stellte die dritte Frau der Gesellschaft vor. Sie war jung und schlank. Ihr blaßrosa Kleid war mit braunem Pelz besetzt und hoch unter der wohlgeformten Brust zusammengefaßt; unter dem Rock schaute ein bestickter Unterrock aus rosenfarbenem Stoff hervor. Einige vorwitzige braune Löckchen ließen sich von der großen Haube mit Schleier nicht bändigen. Die Züge der jungen Frau wären ungewöhnlich hübsch gewesen, hätten sie nicht der übertriebene Schmolmund und das Make-up nach neuester Mode verunstaltet. Für Thomas' konservativen Blick sah ihr Gesicht aus wie eine Maske, aber der Gesamteindruck war im Grunde nicht unerfreulich.

Offenbar teilte Weldon seine Ansicht nicht in allen Punkten. Seine Augen glänzten voller Zuneigung, als er sagte: »Hier ist unsere junge Elisabeth von York. In Wirklichkeit heißt sie Elisabeth Ponsonby-Jones – diesen Namen kennen Sie schon, das erleichtert die Sache für Sie, Jacqueline. Ich darf Sie doch Jacqueline nennen, hoffe ich? Wir sind alle Freunde hier.«

»Aber bitte sagen Sie nicht Elisabeth zu mir«, gab das Mädchen gedehnt von sich. »Liz oder Bessy oder Hey-du meinetwegen, aber nicht Elisabeth. In diesem Punkt bin ich ein unfreiwilliges Opfer auf dem Altar der Familiengesinnung. Ich denke, ich sollte Dickons Mätresse sein und nicht die gräßliche Elisabeth von York. Sie ist ein kranker Typ.«

»Sie sind Elisabeth von York?« fragte Jacqueline. »Die Verfasserin des berühmten Briefes?«

Liz lachte. »Genau die bin ich. Ich bin Dickons Nichte, und man erwartet von mir, eine hoffnungslos inzestuöse Leidenschaft für ihn zu empfinden.«

Sie warf Sir Richard einen lüsternen Seitenblick zu, und er lächelte liebevoll.

Mrs. Ponsonby-Jones schritt entschlossen ein. Sie überragte Sir Richard um so viel, daß sie ihn fast zu verschlingen schien wie eine riesige Amöbe. Der Blick, mit dem sie ihre Tochter bedachte, enthielt keine Spur von mütterlicher Wärme.

»Sei nicht so ausfallend, Elisabeth. Du hältst Cousin Richard mit deinen unpassenden Bemerkungen von seinen Gastgeberpflichten ab«, rügte sie.

»Elisabeth lenkt uns alle ab.« Ein Mann schlenderte auf sie zu. »Mein Name ist Kent, Dr. Kirby. Ich freue mich, daß Sie sich zu uns gesellen. Ich, als einziger Ketzer in dieser Gruppe, heiße jede Unterstützung willkommen. Hallo, Thomas.«

Kents kurzer, stämmiger Körper wirkte fast zylindrisch in dem langen schwarz-goldenen Gewand. Sein graues Haar war kurzgeschnitten. All seine Bemühungen und Frisierkünste schienen sich auf den Schnurrbart zu konzentrieren, der sich nach oben und zu den Seiten kringelte wie die Hörner eines Büffels. Die Ärmel seiner Robe waren an den Schultern geschlitzt, die schweren Falten und den Saum zierten Pelzbesätze. Auf Kents

Kopf thronte ein absurd hoher Hut mit gelb gefütterter Krempe.

»Major General Sir Archibald Kent?« wollte Jacqueline wissen, während sie ihm die Hand schüttelte.

»Thomas hat Sie informiert?«

»Das war nicht nötig. Auch in Amerika verfolgen die Zeitungen Ihre Karriere mit großem Interesse. Finden Sie die Recherchen über Richard den Dritten nicht ein wenig öde nach Ihren ... äh ... Aktivitäten im Mittleren Osten?«

»Keineswegs.« Kent lächelte wie ein Wolf und zeigte dabei seine langen, vergilbten Zähne. »Der Umgang mit den Arabern und Israelis ist ein Kinderspiel im Vergleich zu dem mit meinen Kollegen hier.«

»Warum bezeichnen Sie sich als Ketzer?« fragte Jacqueline. »Ich dachte, Voraussetzung für die Mitgliedschaft in dieser Gesellschaft ist der unbedingte Glaube an Richards Unschuld.«

»So wie Sie das ausdrücken, klingt es fast, als wären wir eine absonderliche religiöse Sekte«, sagte Weldon lächelnd.

Kent lachte bellend. »Das sind wir ja auch, Dick. Sehen Sie, Dr. Kirby, die anderen bewundern Richard, weil sie glauben, daß er das Schwerverbrechen – den Mord an seinen Neffen – nicht begangen hat. Ich hingegen bewundere ihn, weil ich denke, er hat sie umgebracht. Die anderen wollen einen mittelalterlichen Liberalen aus ihm machen; ich halte ihn für einen praktischen, skrupellosen Politiker und verdammt guten Soldaten. In den damaligen Zeiten war es eine vernünftige Politik, sich der enterbten Prinzen zu entledigen; sie waren der Brennpunkt einer möglichen Rebellion.«

»Faszinierend«, sagte Jacqueline.

»Abscheulich«, befand Mrs. Ponsonby-Jones.

»Er meint es bestimmt nicht so«, behauptete Lady Isobel mit einem schrillen Kichern. »Der General liebt es, uns zu reizen.«

Jacqueline ließ Kent nicht aus den Augen. »Und welche Rolle haben Sie übernommen?« erkundigte sie sich.

»Buckingham.« Kent bellte wieder. »Sehr passend, nicht wahr? Ich habe darauf bestanden, Buckingham zu spielen. Der Herzog ist einer derjenigen, den man des Mordes verdächtigt, müssen Sie wissen. Sein Verhalten war äußerst sonderbar. Zunächst setzt er sich vehement für Richard und somit gegen die Woodvilles ein – er war einer der ersten, der Richard dazu drängte, die Krone für sich zu beanspruchen; dann zettelt er plötzlich eine Rebellion gegen seinen früheren Verbündeten an.«

»Ein wankelmütiger Mensch.«

»Keineswegs«, versetzte Kent prompt. »Buckingham wollte die Macht hinter dem Thron sein. Aber dafür war Richard nicht der richtige Mann. Deshalb beschloß Buckingham später, den Königsmacher für Heinrich Tudor zu spielen, der sich vielleicht als gefügiger erweisen würde. Möglicherweise plante er sogar, den Thron für sich selbst zu ergattern, nachdem er die Tudors für seine Zwecke ausgenutzt hatte. Ein absolut vernünftiger Plan.«

»Vernünftiger, als Sie es sind«, wies ihn Thomas düster zurecht. »Achte nicht auf ihn, Jacqueline; er stellt sich mal auf die eine Seite, dann wieder auf die andere – einfach nur

aus Spaß. Keine Debatten mehr, Kollegen, bis die Formalitäten erledigt sind.«

Jacqueline wurde noch drei weiteren Personen vorgestellt. Donald Ellis, ein pausbäckiger Mann mit strahlendem, unschuldigem Blick, trug prächtigen purpurroten Samt und eine Krone. Als Pastor der Church of England hatte er sich entschieden, den tatkräftigen, potenten Eduard IV. zu mimen. Thomas begegnete Jacquelines Blick, sah die Belustigung in ihren Augen aufblitzen und wußte, daß ihr der tiefere Sinn nicht entgangen war. Die Rollen, die diese Menschen spielten, hatten auf verschiedenen Ebenen Bedeutung.

John Rawdon sah Abraham Lincoln erschreckend ähnlich – sogar der Backenbart war derselbe. Er war Harley-Street-Spezialist, der aufgrund seines eifrigen Einsatzes für natürliche Nahrungsmittel in den Zeitungen ausgiebig porträtiert worden war. Sein blendender Ruf als Internist machte es seinen verärgerten medizinischen Kollegen schwer, ihn wegen seiner neuesten Passion zu verunglimpfen. Der Doktor war eine lebende Empfehlung für die von ihm propagierte Ernährungsweise; sein großer, schlanker Körper bewegte sich mit der Vitalität eines jungen Mannes, und in dem festen schwarzen Haar war nicht die Spur von Grau zu finden. Sein Kopf war unbedeckt; die mittelalterliche Kragenkapuze mit dem langen Zipfel hing über seiner Schulter und war mit einer Kordel an seinem Gürtel befestigt. Sein langer Samtrock paßte nicht zu seinem energischen Gang; bei jedem Schritt schleuderte er ihn vehement aus dem Weg. Er stellte den Lancaster-König, den frommen, schwachen Heinrich VI. dar.

Dann erhob sich das letzte Mitglied der kostümierten Gruppe von dem Schemel hinter dem großen Flügel, der bis dahin den Mann bis auf den Kopf und die Schultern verdeckt hatte.

Von allen Männern hatte sich Philip Rohan als einziger für den kurzen Waffenrock entschieden. Und kurz hieß wirklich sehr kurz. Der Rock war in der Taille gegürtet wie die langen Roben, aber der Schoß war nicht länger als fünfzehn Zentimeter. Der Rest von Rohan steckte in einer Strumpfhose, die so enthüllend war wie die eines Ballettänzers. Der Verdacht, daß er die Strumpfhose ausgestopft hatte, konnte gar nicht erst aufkommen. Die sichtbaren Muskelstränge gleich neben und über der maßgeblichen Stelle machten offenkundig, daß alles, was man sah, Rohan und nur Rohan war.

Jacqueline betrachtete fasziniert und mit großem Interesse seine Ausstattung. Schließlich wandte sie den Blick von der blaßgrauen Strumpfhose und ließ ihn über den grünen, mit Silber verzierten Waffenrock, die gepolsterten Ärmel und den mit Pelz besetzten Kragen wandern. Rohans Brust war auch ohne die extra bauschigen Ärmel breit genug, und in diesem Aufzug sah er aus, als hätte er eine Wespentaille. Die Kragenkapuze stand ihm ausnehmend gut. Der Stoff, der sich um sein Gesicht schmiegte, milderte seine Züge, die ansonsten zu hart gewesen wären, um als gutausschend durchzugehen. Dennoch wirkte seine draufgängerische, verwegene Art anziehend. Auch er hatte langes Haar. Es war fein wie das eines Mädchens und hell – so hell, daß es beinahe silbrig glänzte. Aber abgesehen davon war nichts Mädchenhaftes an ihm zu entdecken.

»Gut, gut«, sagte er leise, während er Jacqueline ebenso freimütig in Augenschein nahm wie sie ihn. »Was für eine angenehme Überraschung. Ich hatte erwartet, daß die Expertin, die Thomas herbringt, eine Hakennase hat und abgrundtief häßlich ist.«

»Sie sind selbstverständlich Schauspieler«, stellte Jacqueline fest.